

Erfahrungsbericht aus den Santal-Dörfern

Oktober 2019 – März 2020

Annalena Wagner

Am Ende meiner Zeit in Indien traf ich mich mit einer indischen Bekannten, um gemeinsam zu singen. Ich hatte meine Gitalele (Minigitarre für die Reise) dabei und zunächst sangen wir ein paar westliche Lieder. Anschließend nahm ihr musikalisch sehr begabter Vater das Instrument und begann an den Wirbeln zu drehen. Nach einer ganzen Weile Stimmarbeit gab er sie an seine Tochter zurück und sie spielte für mich ein paar Stücke, die eigentlich für Dotara (ein traditionell bengalisches zweiseitiges Instrument) geschrieben wurden. Ich fand es faszinierend, welche ungewöhnliche Klänge sie dem mir so vertrauten Instrument entlocken konnte und die Situation wurde für mich ein schönes Bild für meinen Versuch der letzten fünf Monate: Mich mit meiner eigenen Prägung und Kultur auf das Leben im Santaldorf einzulassen und mich einzustimmen auf die Lebens- und Denkweisen der Menschen.



Manchmal war ich beeindruckt vom Zusammenklang unserer Welten, zum Beispiel

- als ich an Sariswati Puja mit Frauen zwischen eineinhalb und siebzig tanzend durchs Dorf ziehen durfte
- wenn sich ein Gespräch ergab, bei dem ich einen Einblick bekam in das, was jemandem wirklich wichtig ist
- in der verbindenden Ruhe der Gebetszeit in RSV
- bei der Begegnung mit den Kindern der Ghosaldangha Evening School mit ihrer Offenheit und Neugier
- bei der gemeinsamen Reisernte mit meiner Nachbarin.

Viele Rahmenbedingungen wie die Essgewohnheiten, auf dem Boden zu sitzen und, wenn auch nicht Santali, doch wenigstens die bengalische Sprache waren mir bereits aus einem Freiwilligendienst in Asansol (ca. 80km von Shanti Niketan) 2012/13 bekannt und fühlten sich eher wie nach Hause kommen als wie eine neue Welt an.

Doch immer wieder musste ich mich auch mit den „schiefen Tönen“ auseinandersetzen. Einer davon war der Umgang mit der Rolle und der Situation der Frauen. Viele junge Frauen in meinem Alter aus Ghosaldangha sind meinem Eindruck nach mit Kindern, Haus- und Feldarbeit sehr eingespannt und haben wenig Gestaltungsmöglichkeiten. Ich möchte nicht unerwähnt lassen, dass in diesem Zusammenhang gewaltige Entwicklungen zu beobachten sind, wenn heute Mädchen aufs College gehen, deren Mütter noch mit vierzehn verheiratet wurden. Dennoch fiel es mir oft schwer zu

kommunizieren was mich beschäftigt, wenn sich meine Gedanken jetzt nach dem Studienabschluss viel darum drehen, wie ich in einer individualisierten Welt MEINEN Platz finde. Einerseits erscheint es mir manchmal verlockend, dem Druck sich selbst zu verwirklichen zu entgehen und andererseits

wurde mir auch sehr bewusst, welchen großen Wert Selbstständigkeit und Selbstbestimmung für mich haben.

Eine der größten Herausforderungen im Rahmen des Freiwilligendienstes war der Umgang mit einer unklaren Rolle als Freiwillige, ohne die Gegebenheiten vor Ort gut zu kennen. Bei meinem Freiwilligendienst in Asansol hatte ich sehr klare Aufgaben und Arbeitszeiten. So versuchte ich beim ersten Treffen mit den Verantwortlichen die Erwartungen zu klären. Die Antwort auf meine Frage war „You are not here to work“ und ich blieb zurück mit der Frage „Aber wozu dann?“ Eine Frage, die ich für mich auch bis heute nicht ganz geklärt habe, aber die zu viel Auseinandersetzung mit meiner Sicht von Entwicklungszusammenarbeit beigetragen hat. Ist es, wie es oft mein Impuls ist, gut bei einem so kurzen Aufenthalt viel zu beobachten, Wertungen zu vermeiden und zu versuchen mich auf die Lebensweise der Menschen einzulassen und mich anzupassen? Oder ist es, wenn ich Missstände bemerke, die für mich aufgrund besserer Bildungschancen und dem Blick von außen leichter zu erkennen sind als für die Menschen vor Ort, auch meine Verantwortung diese zu benennen und Veränderungen anzuregen? Was bewirken meine Bemühungen während meiner Zeit im Dorf, das einfache Leben der Menschen, das mich nach wie vor auch beeindruckt, zu teilen? Und wäre es besser, ihnen ein etwas bequemeres Leben zu ermöglichen?



Am Ende habe ich, allerdings ohne dass es je jemand erwartet hätte, doch recht viel im Garten gearbeitet. Zum einen, weil mir bei den vielen Gedanken, die jetzt nur kurz angeklungen sind, die bodenständige Arbeit meist gut tut und ich die schöne Umgebung des RSV Gartens, der vor allem in der rot leuchtenden Abendsonne manchmal wie ein kleines Paradies wirkt, sehr genossen habe. Zum anderen, weil die Arbeit in einem so großen Garten nie ausgeht. Insbesondere für den Gemüsebau, der wie ich nach einiger Zeit erfuhr, so intensiv auch noch nie in RSV betrieben wurde, hatte ich damit recht viel Verantwortung. Dabei war es sehr vorteilhaft, dass ich die in den Wintermonaten angebauten Gemüsearten fast alle aus meiner Gärtnerausbildung in Deutschland kannte. So wurden zum Beispiel Buschbohnen, Tomaten, Knoblauch und auch Rote Beete angebaut. Nichtsdestotrotz habe ich hier auch viel Neues gelernt. Als ich, mich über den geschossenen Spinat ärgerte, dabei war die Blüten auszusortieren, fragte mich ein Mann aus dem Nachbardorf verwirrt, was ich denn da mache und erklärte mir, dass die Spinatblüten im Kartoffelcurry ganz besonders lecker seien. Auch die Tradition der Santals, Wild- bzw. „Unkräuter“ zu sammeln und in leckere Gerichte zu verwandeln, hat mich inspiriert. Theoretisch war mir zwar auch in Deutschland bewusst, dass Melde und Co. essbar wären, aber praktisch ist die gedankliche Trennung zwischen Nutzpflanze und Unkraut, dann doch oft recht groß.

In der täglichen Arbeit war ich sehr eindrucksvoll mit der Realität einer Trockenzeit konfrontiert. In der Zeit zwischen November und Februar gab es zwei Mal einen nennenswerten Regen (beide um die Jahreswende) und ansonsten musste der gesamte Wasserbedarf der Gemüsepflanzen über Bewässerung gedeckt werden. Dies ist mit wenig automatisierter Bewässerungstechnik (händisches Gießen mit Wasserschlauch oder Gießkanne) nicht nur ein extrem hoher Arbeitsaufwand, sondern ließ mich angesichts sinkender Grundwasserspiegel auch oft mit einem mulmigen Gefühl zurück. In der Gegend und auch in RSV wird bisher häufig die Überflutungsbewässerung verwendet, die aber zu höheren Verdunstungsverlusten führt und die Bodenstruktur zerstört. Sollte auf Dauer der Anbau von Gemüse in RSV angestrebt werden, wäre es meiner Meinung nach sinnvoll, sich mit arbeits- und wassersparenden Alternativen auseinanderzusetzen. Inspiriert durch meinen Freund (in seinem Bericht können Sie das vermutlich ausführlich nachlesen) habe ich nach und nach in immer mehr Kulturen das Mulchen, das heißt Bodenbedeckung mit Reisstroh oder Blättern, ausprobiert. Es ist zwar nicht die alleinige Lösung des Wasserproblems, aber verringert die Verdunstung und damit den Gießaufwand und hat zudem das Potential mittelfristig die Bodenstruktur zu verbessern, sodass Wasser besser gehalten werden kann. Diese und andere Ideen versuchten wir auch in Seminaren und Gesprächen an die Verantwortlichen im Garten weiterzugeben. Diese Erfahrungen sind sicher auch wertvoll für meine gärtnerische Zukunft in Deutschland, wo es angesichts des Klimawandels auch immer wichtiger wird alternative Anbaumethoden zu erproben. Mutmachend fand ich es mitzubekommen, dass auch in Dolaria (auf dem Nachbargrundstück von RSV) und in einem Permaculturprojekt in der Nähe von Bolpur solche alternativen Anbaumethoden erprobt werden und große Offenheit dafür da ist, sich auszutauschen und gegenseitig zu inspirieren.

Besonders gefreut hat es mich, wenn interessierte Schüler*innen zum Mitgärtnern in den Garten kamen. Ich genoss die Gemeinschaft und hoffe sehr, auch ein bisschen vorgelebt zu haben, dass die Arbeit in Garten und Landwirtschaft nicht nur etwas für diejenigen ist, die „es zu nichts anderem gebracht haben“.

Inzwischen ist die Gitalele wieder westlich gestimmt und dennoch werden auch die anderen Töne, die berührenden Begegnungen und vielfältigen Erfahrungen immer wieder in meiner Seele nachklingen.



Ich bin dankbar für die Freundlichkeit, mit der wir in den Dörfern aufgenommen wurden und würde mich freuen die Menschen eines Tages wiederzusehen.